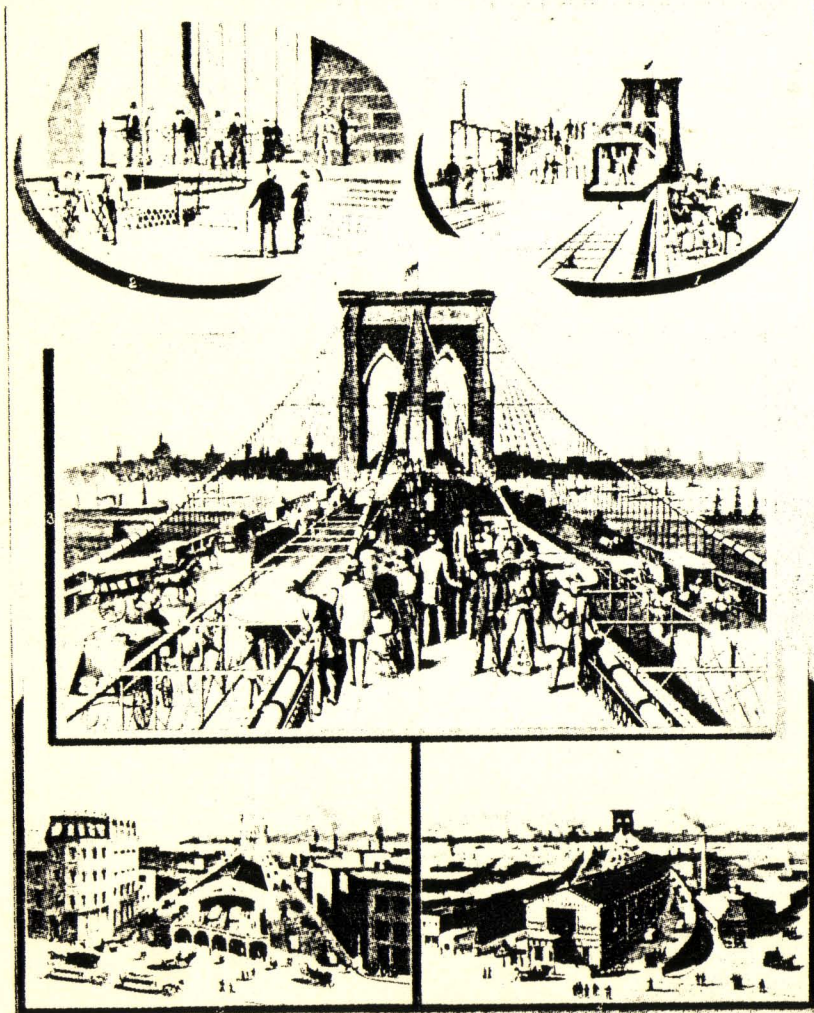


hope and daring at the inception of the work, was a crippled invalid, confined to his home." Von hier überwacht er mit einem Fernglas den Bau, seine Frau überbringt die Anweisungen. „Of granite and steel and dreams, the Bridge was built. ... Water, earth, fire, and the powers of darkness had been completely confounded.“ Wollen wir das glauben?

„Die Bedeutung der Brücken muß hervorgehoben werden.“¹²



(12) Gustave Flaubert, Bouvard und Pécuchet, Berlin 1980, S. 138.

theatro Machinarum 5/6 (1984)

Unterwandern, Überbrücken.

Möglichkeiten am Rand der Metaphysikkritik

Herbert Hrachovec



Brücken sind Kitsch. Nicht einzelne Bauwerke, wohl aber ihre symbolische Verwendung. Die morsche Brücke, über die ein Schutzengel zwei unschuldige Kinder geleitet, ist nur ein Extremfall der Ausbeutung des Motivs auf Marken, Münzen, Kalenderfotos und Fremdenverkehrsprospekten. Brücken dokumentieren, daß es gelungen ist, Getrenntes zu verbinden, Unzugängliches aufzuschließen, daß der Fortschritt sich durchgesetzt hat. Und so platt, wie der Glaube an

dessen Segnungen, ist auch der Symbolismus seiner Monumente. Die Weltgeschichte kann man kaum mehr als allmähliche Ausbreitung von Vernunft und Verständigung begreifen, entsprechend naiv erscheint die Orientierung an einem Phänomen, das getrennte Ufer durch einfache Verbindung miteinander kommensurabel macht. Heideggers Beschreibung ist Kitsch, der aber — bei der Gründlichkeit seines Autors — nichts Gutes für das Phänomen erwarten läßt: „Das Wasserkraftwerk ist nicht in den Rheinstrom gebaut wie die alte Holzbrücke, die seit Jahrhunderten Ufer mit Ufer verbindet.“¹ 1953, als der Vortrag „Die Frage nach der Technik“ gehalten wurde, gab es solche nostalgischen Bauwerke garantiert nicht mehr.

Doch gegen diesen Kitsch zu schimpfen ist beinahe so billig, wie ihn zu produzieren. Zwar hält das Bild der Brücke der Ideologiekritik nicht stand, doch welchen Weg sie selber nehmen soll, da ihn kein Erkenntnisfortschritt mehr vorzeichnet, ist reichlich ungewiß. Um hier voranzukommen empfiehlt sich doch, genauer hinzusehen, was Brücken sind. Ein Grund ist, daß die Kritik dann nicht so oberflächlich bleibt. Ich werde die Zerstörung der Brücken-Idylle, zu der Heidegger fortgeschritten ist, beschreiben. Durch Derrida ist dieser Bruch in die Debatte um die „Post-Moderne“ eingegangen. Das Bewußtsein der Unmöglichkeit bleibender Vermittlung ist angeblich illusionslos, noch über die Illusionen der Aufklärung aufgeklärt. Aber so einfach ist das nicht. Als Bilanz der Kritik an Brücken werden mehrere unbefriedigende Denkmöglichkeiten zurückbleiben. Das wird zu einer überraschenden Erkenntnis führen: Um die Kritik nicht zu verlieren, muß auch das Kritisierte stark gemacht werden. Nach der eingehenden Entlarvung des Kitsch wird Raum für die Überlegung sein, daß er ein legitimes Bedürfnis pervertiert, an das die bloße Kritik der Perversion nicht herankommt. Die Freude an der Vereitelung voreiliger Versöhnung ist nur so lange legitim, wie sie nicht an die Stelle der Erwartung tritt, versöhnte Zustände können tatsächlich einmal eintreten. Die Frage wird am Ende sein, was diese beiden Haltungen miteinander zu tun haben können.

1. Dialektik der Brücken und Grenzen

Bekanntlich läßt sich die Funktion von Grenzen dialektisch beschreiben. Zuerst wird eine Trennung vollzogen. Dann entdeckt man, daß diese „These“ in notwendiger Abhängigkeit zu einer „Antithese“ steht. Grenzen verbinden die benachbarten Gebiete. Ohne den ausgeschlossenen Bereich in gewissem Sinn mit einzubeziehen kann keine Grenze gezogen werden. Das führt zum dritten Schritt: Trennungen verbinden auch, der Gegensatz ist „aufgehoben“. Dieses

(1) M. Heidegger, Vorträge und Aufsätze Pfullingen 1954 S. 15

oftmals wiederholte Schema überträgt sich in modifizierter Form auf die Überschreitung von Grenzen. Auch Überbrücken ist ein dialektischer Begriff. Angenommen die Grenze sei ein Graben, dann gibt der Dreischritt eine plausible Beschreibung des Brückenschlages: getrennte Ufer — werden verbunden — wodurch ein Ort entsteht, an dem die Trennung aufgehoben ist. Die Modifikation besteht darin, daß Brücken einen Punkt des Überganges markieren, während Grenzen zwei Bereiche insgesamt in ein dialektisches Verhältnis setzen. Die Grenzlinie ist Vermittlung und Trennung in einem, die Linie des Übergangs ist nur Vermittlung, die ihre Antithese erst darin findet, daß die Ufer im übrigen getrennt bleiben. Der globalen Trennung/Vereinigung steht die punktuelle Überwindung der Getrenntheit gegenüber. Auf den Unterschied der beiden Formen wird später noch zurückzukommen sein.

Die Einsichtigkeit dieser Explikation der Phänomene bedeutet nicht, daß schon alles gesagt wäre. Es gilt, die Variationen nachzuzeichnen, die das Bild der Brücke und seine dialektische Erfassung durchmacht, wenn es zur Illustration zeitgenössischer Probleme herangezogen wird. Die dialektische Betrachtung ist nämlich nicht selbstverständlich, möglicherweise erzeugt gerade sie den Kitsch. Eine Überwindung von Differenzen, in welcher deren Eigenheiten bewahrt werden — das klingt verdächtig nach Reklame. Brücken bilden das Rohmaterial, aus dem mit Hilfe des dialektischen Begriffsinventars Musterbeispiele integrativer Konfliktlösung gemacht werden können. Die Fakten der Überbrückung können in ganz andere Richtung weisen. Im Krieg und im Kolonialismus ist der Brückenschlag Aggression, in anderen Zusammenhängen ist Überbrückung die vorläufige Beseitigung eines Notstandes. Aber ich möchte bei der dialektischen Zurichtung solcher Bauwerke bleiben. Das Thema ist die Tatsache, die Unzulänglichkeit und die Legitimität der Vermittlungsfunktion von Brücken. Dann haben wir es, gegenüber der Beziehungslosigkeit und der Einebnung der Differenzen, mit einem Paradigma für deren abgestufte Versöhnung zu tun. Was stört die Harmonie einer solchen idealen Antwort?

Im Beispiel stimmen die Faktoren schön zusammen. Die Gegensätze bleiben erhalten, verlieren aber ihre Ausschließlichkeit. Die Zustände, auf die das Beispiel angewendet werden soll, sind nicht so gefügig. Die zeitgenössischen Widersprüche überfordern die Kapazität des dialektischen Schemas an vielen Stellen. Eine soll näher untersucht werden: das Verhältnis der gegenwärtigen Aufgabe der Philosophie zum Bestand ihrer überlieferten Lehren. Das Bild der Brücke suggeriert, daß die Vergangenheit so hinter uns liegt, daß eine fruchtbare Verbindung zu ihr etabliert werden kann. Zweifel an dieser Kontinuitätsbildung bestimmen die Gegenwartsphilosophie. Seit Hegel die europäische Tradition des Denkens auf den Begriff bringen wollte, sind die nachfolgenden Generationen mit dem doppelten Problem konfrontiert, Hegels Universalismus nicht zu verlieren, dabei aber auf das zusehends suspekt werdende Hilfsmittel einer allzu

mechanisch eingesetzten Dialektik zu verzichten. Heideggers „Gespräch mit dem Ganzen der Geschichte der Philosophie“² und Derridas „allgemeine Bestimmung der Entstehungsbedingungen und Grenzen der Philosophie, der Metaphysik...“³ beziehen eine Position, die vom Gegenüberliegenden her nicht mehr mit einem dialektischen Schritt zugänglich ist. Je unmöglicher es diesen Philosophen wird, mit dieser Begrifflichkeit auszukommen, desto unaufhaltsamer geraten sie an einen Rand, der vermittelnden Gesetzen nicht mehr so wie früher gehorcht.

Aber gibt es überhaupt eine Gegenüberstellung, die den Gesetzen der Dialektik nicht gehorcht? Gilt nicht auch für die angeführten Versuche, sich jenseits der Philosophietradition aufzustellen, daß die beabsichtigte Trennung, die den analytischen Zugang ermöglicht, im Verhältnis der Betrachtung wieder aufgehoben wird, wie die Unverbundenheit der beiden Ufer einer Brücke? Gegen diesen Einwand versuchen Heidegger und Derrida eine weniger schematische Fassung der Abhängigkeit zu entwickeln. Sie orientieren sich nicht mehr an der Brücke, sondern am Sprung und an der doppelten Geste von Treue und Untreue gegenüber dem Alten. Die Skizze dieser beiden Verhältnisformen wird zeigen, daß auf diese Weise zwar gewisse Naivitäten des Brücken-Paradigmas ausgeschaltet werden, nicht aber sein Kernproblem, die Frage der Verbindung von Getrenntem. Das läßt sich nur im Grenzfall, der Beendigung der Auseinandersetzung, beseitigen. Daraus resultieren zwei mögliche Reaktionen: einen Schritt weiterzugehen und zu erkunden, welche Alternativen sich jenseits einer universal angelegten Vergangenheitsbewältigung anbieten. Oder, wenn sie nicht aufgegeben werden soll, nochmals die Bedingungen zu überprüfen, unter denen sie zu entfalten ist.

2. Grenzen der Dialektik und Brücken

Brücken verbinden vorgegebene Orte, sie haben nichts damit zu tun, daß diese Vorgegebenheiten auch in Frage gestellt werden können. Diese Unzulänglichkeit gilt schon für Hegel, dessen Vermittlungen auf tiefergehenden Einsichten in einander entgegengesetzte Standpunkte beruhen. Er klärt die Kontrahenten darüber auf, daß sie sich über die Unversöhnlichkeit der Gegensätze täuschen, und legt hinter ihrem Rücken Voraussetzungen frei, die sie nicht beachtet hatten. Diese Tendenz zum Aufspüren der verborgenen Voraussetzungen läßt sich in die Dialektik einbeziehen, sofern der Betrachter immer systematisch eine Stufe weiter ist, als die betrachteten Gegensätze. Wenn aber dieser Vorsprung in

(2) M. Heidegger, *Identität und Differenz* Pfullingen 1957 S. 47

(3) J. Derrida, *Positions* Paris 1972 S. 69

Zweifel gezogen wird, gerät die vertiefende Analyse in eine prekäre Situation. Sub specie aeternitatis kann man die Vermittlung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft denken, doch sobald diese Voraussetzung wegfällt und die Tradition dazu noch immer desolater wird, verschwindet der sichere Ort für Kritik und Überschau. Vom woher soll man dann noch in die Voraussetzungen der Tradition eindringen? Es müßte ein Jenseits sein, zu dem keine Brücken führen. Von einem solchen Ort aus hat Heidegger die „Metaphysik“ als Ergebnis der „Seinsgeschichte“ zu denken versucht. Tiefgang und Totalität stimmen zwar zum metaphysischen Muster, aber gerade diese Parallele ist ein heikler Punkt. Heidegger bietet seine ganze Phantasie auf, um davon zu überzeugen, daß er nicht an einem Übergang zu einer neuen Phase innerhalb der Metaphysik arbeitet. Er steht an der Grenze jahrtausendealter philosophischer Systembildungen.

„Was Geschick des Seins genannt wird, kennzeichnet die bisherige Geschichte des abendländischen Denkens, sofern wir auf sie und in sie aus dem Sprung her zurückblicken. An das, was Geschick des Seins heißt, können wir nicht denken, solange wir nicht den Sprung vollziehen.“⁴ Sprung ist das Gegenbild zur Brücke. Statt des geregelten Übergangs das Wagnis, ungesichert das gegenüberliegende Ufer zu erreichen. Die etablierte Trennung des Gegebenen wird unvermittelt aufgehoben. Doch das ist nur der Anfang des Gedankenganges, den Heidegger mit dem Sprung verbindet. „Durch das Verlassen gewinnt der Sprung den Absprungbereich auf eine neue Weise zurück, und zwar nicht nur nebenbei, sondern notwendig. Der Sprung ist ein wesentlich zurückbleibender Sprung.“⁵ Diese Auslegung läuft dem intuitiven Gehalt des Bildes ganz zuwider. Sprünge gelingen oder scheitern, aber durch sie bleibt man nicht im Absprungbereich zurück. „Der Sprung stößt im Absprung den Absprungsbereich nicht von sich ab, sondern der Sprung wird im Springen zur andenkenden Aneignung des Seinsgeschicks.“⁶ Was soll dieser eigenartige Sprung bedeuten? Einerseits wird mitgeteilt, daß es keinen geraden Weg zu Heideggers Position gibt, andererseits wird daran festgehalten, daß es nicht ausreicht, sich einmal einen Anlauf zu nehmen und das Neue zu riskieren. Der Sprung verbindet Altes mit Neuem, seine Eigentümlichkeit besteht darin, daß er eigentlich auch Brücke ist. In das Bild der bruchartigen Distanzierung vom Bisherigen zeichnet Heidegger eine Überbrückung ein, die das Wesen des Gewesenen mit dem künftig Möglichen verbindet: „Wohin jedoch der Sprung vordenkend einspringt, ist kein geradezu

(4) M. Heidegger, *Der Satz vom Grund* Pfullingen 1957 S. 108

(5) a. a. O. S. 119

(6) a. a. O. S. 158

betretbarer Bezirk des Vorhandenen, sondern der Bereich dessen, was als Denkwürdiges erst ankommt. Diese Ankunft aber ist durch die Züge des Gewesenen mitgeprägt und darin allein erkennbar.“⁷

Dieses Bild des Sprungs ist völlig überfrachtet. Die (vertiefende) Verbindung und die abrupte Abwendung passen nicht beide in ein Orientierungsbild. Heidegger überdreht die Logik seiner Denkmodelle, weil er versucht, ein Denken gegen alle vertrauten Modelle in Gang zu bringen. Das Bild ist vielleicht undenkbar, immerhin ist es nicht Kitsch. Es enthält aber eine Unstimmigkeit, bei der sich Heidegger nicht beruhigen konnte. Für die radikale Metaphysikkritik bedeutet der in sich verdrehte Sprung noch zuviel Kompromiß. Die Suggestion, das Jenseits würde sich aus der rechten Behandlung des Diesseits ergeben, ist doch zu stark. Darum kommt Heidegger nach zahlreichen Grenzkonfigurationen zum Schluß, es gälte „vom Überwinden abzulassen und die Metaphysik sich selbst zu überlassen.“⁸ Verbindende Konstruktionen werden gar nicht mehr gebraucht, man kann die bisher so angestrengt distanziert/studierte Denkgeschichte links liegen lassen. Das ist die Abkehr vom Themenkreis Verbindung/Trennung. Doch das Problem ist hartnäckig, selbst „Abkehr“ enthält noch ein verbindendes Moment, ist mehr als Nichts-damit-zu-tun-Haben. Und prompt nimmt Heidegger die Negation des Brückenmotivs dazu in Anspruch, das ehemals herrschende Verhältnis zwischen Mensch und Sein ganz neu zu bestimmen. „So wird denn, um das Zusammengehören von Mensch und Sein eigens zu erfahren, ein Sprung nötig. Dieser Sprung ist die Jähe der brückenlosen Einkehr in jenes Gehören, das erst ein Zueinander von Mensch und Sein und damit die Konstellation beider zu vergeben hat.“⁹ Hier ist die Verbindung weder durch Brücke noch durch Sprung im landläufigen Sinn hergestellt. „Sprung“ steht nunmehr für ein systematisches Desiderat: daß man auch dort noch hinkommen kann, wohin bisher, mit uns bekannten Mitteln, noch niemand je gekommen ist.

Mit schlagartig eintretenden Erleuchtungen kann man nicht argumentieren. Darum ist die Auseinandersetzung um die Heideggersche Metaphysikkritik von zwei komplementären Faktoren bestimmt. Um ihre Position plausibel zu machen, muß man auf die verschiedenen Kritik- und Vermittlungsversuche eingehen, um dagegen ihrer Radikalität gerecht zu werden, ist die Auflösung des Themenkreises zu explizieren. Derrida, der beide Verfahrensweisen kennt, hat sich zunächst auf die erste konzentriert. Der „zurückbleibende Sprung“ wird als Doppelbewegung in das Gebiet der Metaphysik zurück und in ihr Jenseits hinaus

(7) a. a. O. S. 150f

(8) M. Heidegger, Zur Sache des Denkens Tübingen 1969 S. 25

(9) M. Heidegger, Identität S. 20

interpretiert. „Die Philosophie ‚dekonstruieren‘ hieße also, so treu und immanent wie möglich die gegliederte Entstehung ihrer Begriffe denken und zur selben Zeit von einem, von ihr unqualifizierbaren, unnennbaren Außen her, dasjenige bestimmen, was diese Geschichte verdeckt oder ausgeschlossen hat.“¹⁰ Heidegger und Derrida promulgieren keine einfachen Übergänge, sondern viel problematischere Verbindungen: „Jede überschreitende Geste... schließt uns wieder in das Innere des geschlossenen Bereiches ein.“¹¹ Aus der Verbindungen entfaltenden Dialektik ist die Panik geworden, daß es zum zwanghaften Innen kein Außen mehr gibt, am allerwenigsten durch Ausbruchsversuche. Wie ist darauf zu reagieren? Die Begriffe des Feldes, der Grenze und des Jenseits gehören modifiziert. „Aber durch die Arbeit von beiden Seiten der Grenze her verändert sich das innere Feld und eine Überschreitung entsteht, die dementsprechend niemals wie eine vollendete Tatsache vorliegt.“¹² Keine Brücke, stattdessen die unablässige doppelgesichtige Arbeit am Text. Sie ist niemals einfach herüber oder hinüber, sondern umspielt die Grenze. Der Text der Metaphysik und damit der Bereich, von dem Distanz zu gewinnen wäre, ist nicht irgendwo zu Ende, sodaß man davon wegkommen, dazu Beziehungen gewinnen oder ihn ignorieren könnte. „Er wird von seiner Grenze nicht umgeben, sondern durchzogen, in seinem Inneren von der vielfachen Furche seines Randes markiert.“¹³ Derrida beschreibt, wie das Feld aussieht, von dem sich Heideggers „zurückbleibender Sprung“ „entfernt“.

Das Bild stimmt nicht, denn Grenzen umgeben nun einmal das begrenzte Gebiet. Der „Rand“, den Derrida zusätzlich einführt, ist nichts anderes als so eine Grenze. Auch hier ist die innere Unstimmigkeit der bildlichen Ausdrucksweise eine Konsequenz aus dem Versuch, der Logik des Überschreitens zu folgen und ihr doch auch zu entkommen. Derrida bietet genau das Schauspiel, das er fordert. Es ist ein eigentümlicher Ersatz für die Funktion der Brücke, eine Kombination von Anpassung und Extraterritorialität, deren Arbeit und Spiel nicht zu einem Ende kommt. Das Alte wird aufgenommen und brüskiert, das Neue ist nicht ohne Vorgeschichte zugänglich und muß doch als Standpunkt gegenüber dem Bisherigen bereits vorhanden sein. In dieser Version führt der Versuch, die überlieferte Philosophie insgesamt zu überwinden zum Ersatz des Brücken-Paradigmas durch zwei ineinandergeschobene Bilder der Eingeschlossenheit *und* Jenseitigkeit. Der Effekt ist die Beseitigung des geläufigen Begriffs von Grenze.

(10) J. Derrida, Positions S. 15

(11) a. a. O. S. 21

(12) a. a. O. S. 21

(13) J. Derrida, Randgänge der Philosophie Frankfurt, Berlin, Wien 1976 S. 33

Zu Beginn habe ich auf den Unterschied in der dialektischen Konfiguration von Grenzen und Brücken hingewiesen. Brücken sind punktuelle Vermittlungen, Grenzen beziehen das ganze Feld in die Vermittlung mit ein. Heidegger macht deutlich, daß Brücken sich nicht mehr zur Illustration der Aufgabe eignen, die er dem Denken zuweist. Derrida führt seine Ansätze deutlicher aus: wenn die Gegensätze nicht zu überbrücken sind, dann ist ihre Entstehung zu unterwandern. Klassische Philosophie ist von Dualismen geprägt. Statt das Getrennte immer auch miteinander in Beziehung zu setzen, wäre es an der Zeit, der zugrundeliegenden Tätigkeit die Bedeutung zu nehmen. Subversion ist der ständige Aufweis der Begrenztheit der Grenze. Dazu ist nötig, daß man sie in ihrer vorgefundenen Gültigkeit voraussetzt und sich doch nicht an sie hält. Die Unterwanderung bestehender Differenzen ist eine zweiseitige Sache. Sie werden nicht beseitigt oder ignoriert, sondern durch die Subversion zugleich auf- und abgewertet. Derridas „Dekonstruktion“ ist eine in sich gebrochene Vermittlung zweiter Stufe: Auf der einen Seite Angleichung an die Tradition, auf der anderen die neue Dimension, dazwischen die ambivalente Geste verbindlicher Verweigerung, verlorenen Verständnisses. Die Radikalisierung, die hier ansetzt, kann nurmehr in eine Richtung führen: zur Auflösung der Fragestellung, die eine solche Einstellung hervorbringt. Die Alternativen zur Suche nach einem sicheren Übergang sind die Subversion der Grenzen oder die Ausblendung ihrer Wichtigkeit. Soweit führen Heidegger und Derrida. Sie haben ein Extrem markiert, das kaum noch weiterzuentwickeln ist.

3. Kein Jenseits, kein Zurück, nichts Neues

Die geschraubte Geste läßt sich nicht noch mehr verdrehen, aber sie kann in ihre Bestandteile auseinanderfallen und die Abkehr vom Überwindungsdenken kann dazu führen, daß alles beim Alten bleibt. Der Ärger über ihre manifeste Mißachtung der Logik einfacher Bilder führt oft dazu, von der Philosophie klare Entscheidungen zu verlangen: Gibt es nun ein Jenseits gegenüber der metaphysischen Tradition? Müssen wir uns von der Vergangenheit lösen? Ja oder Nein? Nach Heidegger und Derrida ist das die falsche Art zu fragen. Aber ist sie nicht in ihren Stellungnahmen ständig vorausgesetzt und weggeschoben? Wenn diese Fragen zu naiv sind, worauf bauen dann ihre Überlegungen auf? Wer Konsequenzen aus Heideggers Philosophie ziehen will, sollte sich auch mit den Möglichkeiten konfrontieren, die eindeutige Antworten auf die beiden Fragen mit sich bringen. Entweder das erstrebte Jenseits ist durch nichts herbeizureden, weil die Versuche notgedrungen an Vertrautem anknüpfen müssen. Dann können wir das Neue bestenfalls im Zerbrechen der Sprache zu bedeuten geben. Das ist der widerspruchslöse Standpunkt naiver Theologie. Oder die Situation wird günstiger eingeschätzt und ein Sprechen unbehelligt von Metaphysik für möglich gehalten. Dann müssen wir uns (nach so vielen Vorwürfen) vom über-

lieferten Denken lösen, um uns auf die andere Seite zu stellen. Aus eindeutigen Auskünften folgen eindeutige Handlungsanweisungen. Es ist nur die Frage, wie erwünscht die Resultate sind.

Die Wahl zwischen den Möglichkeiten am Rand der Metaphysikkritik, die sich jetzt entfalten, hängt an Kriterien, die ich nicht im Einzelnen untersuchen will. Die allgemeine Tendenz ist klar genug. Negative Theologie entsteht aus hochgespannten Erwartungen, die im Diesseits nicht zu erfüllen und nicht ins Jenseits einzuschreiben sind. Heideggers Empfindlichkeit gegen jede Festschreibung des Offenen, in dem die neue Zeit sich melden soll, ist eine (unzweideutige) Geste der Selbsteinschränkung als Erwartung. Auf der Gegenseite wird diese Haltung umgedreht. Das Selbstbewußtsein ist stark genug, den Zwiespalt hinter sich zu lassen und den Übergang zu vollziehen. Im theologischen Idiom ist das ein Wissen um die Existenz des neuen Menschen, säkularer ausgedrückt die Überzeugung, tatsächlich jenseits des Vergangenen einen neuen Anfang gefunden zu haben. Entsprechend den Umständen kann es vertretbar und sogar zwingend sein, eine dieser beiden Positionen zu vertreten. Der Knoten, den Heidegger und Derrida geknüpft haben, wird damit durchtrennt. Obwohl das die einzig richtige Reaktion sein man, stellt sie dennoch nicht zufrieden. Das zeigt die Beobachtung, daß beide Arten, den Knoten zu durchschlagen, mit eigentümlicher Aufsässigkeit nochmals auf das Verbindungs/Trennungsproblem zurückverweisen.

Der Widerspruch der inhaltsentleerten, erwartungsvollen Geste besteht darin, daß sie die Doppelstrategie nur ins gänzlich Undurchführbare verschärft. Die rückwärtsgewandte Arbeit besteht darin, das Bisherige auszuräumen, die Zukunftsversion bietet eine unverdiente Erlösung, beides ist paradox verknüpft: das eine darf man nicht lassen, das andere nicht beanspruchen. Sofern so eine Konstellation Plausibilität besitzt, kommt sie immer noch aus der gebrochenen Vermittlung. Und auch die Teilnahme an post-metaphysischen Zuständen ist nur unter Rückbezug auf die Überwindungsgeschichte zu denken. Das ist keine Spitzfindigkeit, sondern eine einfache Beobachtung, daß man, um Befreiung denken zu können, den Bezug zur Einschränkung braucht. Die Logik der Sache verbietet, die Neuheit eines Zustandes zu denken, ohne dabei zum Vergleich auf das Alte zurückzugreifen, das er übertrifft. Es scheint, man kann nicht beides gleichzeitig haben, den Impetus der Überwindung und die Ausschaltung der Kategorien Verbindung/Trennung, der Bilder von Brücke und Sprung. Jemandem, dem diese Verwicklungen zu viel sind, steht noch ein Ausweg offen. Sich soweit vom Problem der Überwindung zu entfernen, daß keine Dringlichkeit entsteht, die Kategorien zu bekämpfen.

R. Rorty hat gegen das Unternehmen der globalen Metaphysikkritik eingewandt, daß die ganze Aufregung um „2 500 Jahre abendländischen Denkens“

ziemlich künstlich ist. Wer ständig gegen die totalisierenden Tendenzen der Vergangenheit polemisiert, dem steht es schlecht an, sich total von ihnen absetzen zu wollen. Wer aber diese Grenze unterwandert, hat keinen Anspruch auf das Pathos der entschiedenen Gegnerschaft. Kurz: ob die Grenzen durch rückhaltlose Öffnung oder durch Subversion verschwinden, beide Male verliert das Problem seine Suggestivkraft. Der eine Schritt, der über Heidegger und Derrida hinaus noch zu tun bleibt, ist keine „Befreiung“ vom Problem, sondern einfach die Feststellung, daß es dank deren Vorarbeit verblaßt. Rorty's „Pragmatismus“ liegt diesseits der eindrucksvollen systematischen Entwürfe seit Hegel und lehnt auch die überhebliche Einrichtung eines „post-modernen“ Diskurses ab. Differenzen treten als mehr oder weniger gut zu bewältigende Hindernisse für das Denken auf. Philosophie ist in diesem Sinn „modern“, sie versucht, so gut es geht mit den Brüchen fertig zu werden, die aus der Emanzipation der Neuzeit vom Diktat der Kirche und des Absolutismus stammen. Als Verbündeten reklamiert Rorty u. a. H. Blumenberg, der gerade so die „Legitimität der Neuzeit“ nachweist.¹⁴ Gegen den ganzen Zauber umgemodelter Bilder kehrt Rorty zu einfachen vermittelnden Aufgaben zurück. „Der Versuch (uns selbst oder andere) zu erbauen kann in der hermeneutischen Tätigkeit bestehen, zwischen unserer eigenen Kultur oder einer exotischen Kultur bzw. historischen Epoche, oder zwischen unserer eigenen Disziplin und einer anderen, die mit einem unvereinbaren Vokabular unvereinbare Ziele verfolgt, *Verbindungen herzustellen*. Aber er kann auch in der ‚poetischen‘ Tätigkeit bestehen, solche neuen Ziele, Worte oder Disziplinen auszudenken, gefolgt von einer sozusagen inversen Hermeneutik: dem Versuch, unsere vertraute Umgebung in den unvertrauten Ausdrücken unserer neuen Erfindungen *neu zu interpretieren*.“¹⁵ Nach der großen Aufregung über das Unheil der Welt- und Philosophiegeschichte sind wir wieder an den Punkt zurückgekehrt, an dem es um konkrete Überbrückungshilfen geht.

Ich habe angekündigt, daß die Demontage der — verqueren — Übergangskonstruktionen Heideggers und Derridas Unzufriedenheit zurücklassen wird. Das ist zu präzisieren. Vom theologischen und pragmatischen Standpunkt aus ist an den Auflösungen nichts auszusetzen. „Es gibt keine wahres Leben im falschen“, „Mit uns zieht die neue Zeit“, „Leben und leben lassen“ sind ehrenwerte Maximen. Das Ungenügen kommt aus der Erwartung, das angeschnittene Problem einer von Grund auf wirksamen Umstellung der Denk- und Weltgeschichte ließe sich weiterverfolgen, ohne durch eine der erwähnten Entscheidun-

(14) vgl. dazu meinen Artikel „Learning not to learn from History“ in: RARITAN. A quarterly Review Summer 1984

(15) R. Rorty, *Philosophy and the Mirror of Nature* London 1979 S. 360, Hervorhebungen von mir.

gen abgeschnitten zu werden. Dieser Erwartung nachzuhängen ist die selbst parteiliche Entscheidung, von der aus das Unbehagen an der Zerstreuung des Problembündels angemeldet wird. Gegen das Interesse, die Überladenheit der Verhältnisbestimmung abzubauen, kann man darauf bestehen, keines der Themen zu verlieren, die sich bei Heidegger in eine dissonante Konsonanz verwoben haben. Das hieße, sich nun selbst der Kritik aussetzen, die gegen ihn so nahe liegt. Oder anders herum: Die Kritik nimmt sich ihres Kritisierten an. Ich möchte argumentieren, daß es sich lohnt, der Desintegration des äußerst brüchigen Problemkomplexes entgegenzuarbeiten.

Rekapitulation des bisherigen Gedankengangs unter dem Stichwort „Kitsch“. Die Bewegung gegen die platte Dialektik der Brücken führt zu vermittelnden Verrenkungen, die nicht kitschig, dafür aber zunehmend denkbar sind. Die Komplikationen hinter sich zu lassen bringt Teillösungen, die jeweils auf ihre Weise für Banalität anfällig sind (Schizo-Kitsch, Jesus-loves-you-Kitsch...). Statt eine dieser eindeutigen Konsequenzen zu ziehen, werde ich für die Aufrechterhaltung der problematischen Konfiguration sprechen, die sie ablösen sollen. Der Grund ist zweifach. Erstens scheint mir dem Konsequenzziehen ein falscher Fortschrittsglaube zugrunde zu liegen. Stereotyp wird vorausgesetzt, daß die Schwierigkeiten der Überwindung selbst wieder überwunden werden sollen/können. Als ob es einfach genügen würde, Kritik an ihnen zu üben, um auf neue Entwicklungsmöglichkeiten zu stoßen. Es sind in Wirklichkeit partielle Ansätze, die auf die volle Komplexität der Ausgangsfrage verzichten. Dagegen könnte man einwenden, daß die Teillösungen, verglichen mit der Rätselhaftigkeit des Seinsdenkens und der doppelte Geste, realisierbare Vorschläge bieten. Sauberes Denken zwingt zum Verzicht. Dazu ist — zweitens — zu bemerken, daß die theologischen und pragmatischen Konsequenzen rasch ihre Anziehungskraft verlieren, wenn man sie nicht im Licht des Zentralproblems betrachtet, wie und ob „neues Leben“ möglich sei. Die positiven oder negativen Antworten sind um einen Grad weniger wichtig, als die Möglichkeit, die Frage überhaupt zu stellen. Auf diesen Punkt hat sich Heidegger zurückgezogen, ihn gilt es gegen die Forderung nach klaren Lösungen zu verteidigen.

Woher kommt die Attraktivität des Postmodernismus oder Pragmatismus? Aus der Erkenntnis, daß die Moderne von einem Syndrom sich radikaliserender Kritik beherrscht ist, vor dessen Selbstzerstörung man sich am Besten in eine zur Verfügung stehende Seitengasse rettet. Aber es gibt noch eine andere Reaktion auf die „Dialektik der Aufklärung“, den Hinweis, daß Kritik ihren Sinn verliert, wenn sie sich nicht auch zurückhalten kann. Radikale Kritik zerstört zuletzt sich selbst. Zwei Möglichkeiten stehen zur Wahl: das als Bankrott der Moderne zu verkünden, oder als eine systematische Beschränkung im Sprachspiel der Kritik zur Kenntnis zu nehmen. Die Ohnmacht der Kritik bietet den Absprungspunkt zu einem anderen Bereich — oder sie gibt den Anstoß, sich

noch einmal zu fragen, ob sie nicht irgendwo zu weit gegangen ist. In dieser zweiten Richtung droht — als Pendant zur Selbstauflösung — die Unterdrückung der Kritik im reaktionären Bewußtsein. Weder ein sorgenfreies Jenseits, noch die freiwillige Selbstzensur scheinen mir zufriedenstellende Lösungen dieses Dilemmas. Dann bleibt nichts anderes übrig, als die Kritik so weit wie möglich voranzutreiben, ohne zu vergessen, daß sie sich ihres Sinns beraubt, wenn sie im Kritisierten nichts bewahren will. Was als unbestechliche Radikalität der Kritik gepriesen wird, ist in Wirklichkeit ihr Todestrieb. Das Potential von Konservativität und Destruktion, das Heidegger und Derrida geschaffen haben, versucht zwischen der Zurücknahme der Aufklärung und der Verschleuderung ihrer Bestandteile eine Mitte zu halten. Wie schon ausführlich kritisiert wurde, ist das versöhnlich und undurchsichtig zugleich. Wenn meine Hinweise auf verantwortliche Kritik berechtigt sind, muß sie auch hier positiv reagieren können.

4) Die Gegensätze überspannen

Die bisher verfolgte Bewegung wird unterbrochen und von der letzten auf die vorletzte Stufe zurückgenommen. Statt das Problem in Teilantworten ausklingen zu lassen, soll es seine volle (Verwirrungs-)Kraft behalten. Aus der Kritik, die an ihm geübt wurde, läßt sich eine aktuelle Formulierung des Hauptthemas gewinnen. Der Überbrückungsversuch zerfällt in pathetische und pragmatische Lösungen, in den (positiv, negativ) aufgeladenen Abbruch und begütigende Versuche, machbare Verbindungen herzustellen. Gräben und Brücken haben dann nichts miteinander zu tun. Gegen dieses Nebeneinander-Vorkommen hatte Heidegger versucht, den Abbruch (unsere Denkgeschichte) mit dem Übergang (zu neuen Möglichkeiten) zu verknoten. Die Kombination gelingt nicht, die Gegensätze fallen wieder auseinander — aber ist das Grund genug, den Plan aufzugeben und es beim Mißlingen zu belassen? Offenbar versagt an bestimmten Stellen jedes Bemühen, Kontinuität zu erzeugen, genauso wie aus Verlusten faktisch immer wieder gelernt werden kann. Statt eins von beiden wegzustreichen oder die gegensinnigen Bilder in eine spekulative Metapher zu „versöhnen“ könnte man für eine Mitte zwischen Pathos und Pragmatismus eintreten, die in ihrer unablässigen Kollision ohne Lösungsprogramm auskommen muß. Die Bilder von Brücke und Abbruch durchkreuzen einander in dem unreduzierbar doppelten Sinn, daß sie einander durchstreichen und durchwandern. Das Resultat ist keine praktikable dritte Möglichkeit, sondern ein Anstoß, der aus der geplanten Verteilung von Bildern entsteht.

Heidegger ist sich nicht darüber klar gewesen, daß seine Bildtransformationen das philosophische Unternehmen verdächtiger machen als den Alltagsverstand. Er läßt den erwartungsvollen Leser ins Leere der Versprechungen einer neuen Wende laufen und wäre besser davon ausgegangen, daß seine Arbeit

Gedanken/Bildern gilt, die nicht ineinander passen können, obwohl er sie in einen Rahmen bringen will. Das Motiv seines widersprüchlichen Unternehmens ist der Wunsch, weder auf die Erfahrungen des Abbruchs, noch auf jene der Beilegung von Konflikten zu verzichten. Dieses Ziel würde allerdings auch erreicht, wenn man alle Spielarten menschlicher Erfahrung einfach nebeneinander bestehen ließe. An dieser Stelle ist daher auch zu entscheiden, ob man es bei der (un)friedlichen Koexistenz verschiedenartiger Erfahrungen bewenden läßt, oder sie, wie Heidegger, zur Spannung einer pointierten Frage verdichtet. Auch Derridas „double geste“, „écriture dedoublée“ und „double science“, die sich gut als Verwirrungsmanöver beklagen lassen, sind soweit wie möglich vorgeschobene Versuche, diese dringliche Frage nicht aus der Hand zu geben. Das Alte ernst nehmen, es seinem internen Sinn gemäß gegen sich kehren (renversement) und das Neue tun (l'urgence irruptive d'un nouveau 'concept')¹⁶, diese Tätigkeit führt dazu, daß sich „Mangel und Überfluß nie in der Erfülltheit einer Form oder Gleichung bzw. der festgehaltenen Übereinstimmung einer Symmetrie oder Homologie stabilisieren können“.¹⁷ Derrida hat programmatisch ausgesprochen, was bei Heidegger oft durchklingt: das Gleiche und das Andere *kann* man nicht zusammen denken¹⁸, das Bedürfnis, es dennoch zu tun, wirft das Denken in die Unendlichkeit aussichtsreicher und dann wieder abgeschnittener Vermittlungsversuche.

Das Fehlen garantierter Versöhnung, die Überlastung der zurückbleibenden Fragen, schließlich die ständige Arbeit an der Herausbildung zeit- und sachgemäßer Konstellationen sind die Voraussetzungen, unter denen die Philosophie sich mit den angeschnittenen Fragen beschäftigen muß. Dazu stehen mehr oder weniger geschickte Strategien zur Verfügung. Davon soll jetzt noch die Rede sein. Zuerst von zwei Argumentationsfiguren, deren sich Heidegger und Derrida bedienen und die ihre Absicht zwar deutlich machen, ihr aber eher schaden als nützen. Dann gebe ich die knappe Skizze meiner Ansicht des Gesamtproblems. Der erste rhetorische Kunstgriff ist der Einsatz des Anführungszeichens. Aus einer Unsumme von Beispielen greife ich willkürlich zwei von Derrida heraus. „Die *différance* ist der nicht-volle, nicht-einfache Ursprung der Differenzen. Folglich kommt ihr der Name ‚Ursprung‘ nicht mehr zu.“¹⁹ „Diese *différance* wäre die erste oder letzte Spur, könnte hier noch von Ursprung und Ende die Rede sein.“²⁰ Vom akzeptierten Grundproblem her lassen sich solche Redewendungen

(16) J. Derrida, *Positions* S. 57

(17) a a O. S. 63

(18) J. Derrida, *Randgänge* S. 27

(19) a a O. S. 17

(20) a a O. S. 87

im Prinzip legitimieren. Der Riß, der sich durch die Bedeutung von „Ursprung“ ziehen soll, entspricht dem ungesicherten Verhältnis zwischen alt und neu. Die zur Verfügung stehenden Sprachmittel reichen nicht aus und neue sind nur durch Anknüpfung/Verwerfung zu erreichen. Doch Passagen wie die zitierten geben sich ein besonderes Flair. Sie klingen so, als hätte der Philosoph eine neue, bedeutendere Sache im Auge, die er dem Leser nur über Hilfskonstruktionen mitteilen kann. Sie verschweigen, daß das Pathos des „ursprünglicheren Ursprungs“ und der „achi-trace“ eine illegitime Anleihe von der Metaphysik ist. Solche Anführungszeichen sind der Kitsch der Überwindungsphilosophen.

Sie dokumentieren eine gewisse Faulheit des Denkens, die sich möglicherweise aus der zweiten bedenklichen Geste erklärt, aus dem rhetorischen Radikalismus. Mit „abendländischem Denken“, „der Metaphysik“, „dem ganz Anderen“, „dem neuen Anfang“ ist man sehr schnell bei der Hand. Eine simple Zweiteilung schafft die Totalität von Gedanken, an deren Grenze der Organisator jenes Feldes sitzt und den vertiefenden Übergang in das von ihm dekretierte Jenseits versucht. Die Anführungszeichen sind ziemlich gedankenlose Markierungen vieler Worte aus dem Kontext des totalisierten Feldes. Wir haben gesehen, daß sich Derrida dieses Tricks auch noch dort bedient, wo er schon weiß, daß das vertraute Bild des Feldumgrenzens die Zusammenhänge nicht trifft. Sein „Rand“ ist eine Grenze in Anführungszeichen. Dann verstärken sich die beiden rhetorischen Maßnahmen wechselseitig: die Unzulänglichkeit des Überwindungsschemas wird durch die Anführungszeichen ausgedrückt, unter die „Grenze“ gesetzt wird und das Ungenügen dieses Vorgangs wird umgekehrt durch das Überwindungsschema legitimiert. Mir scheint, daß dadurch die berechtigten Ausgangsprobleme unnötig verschmiert werden. Die Fragestellung ist ohne eine gewisse Totalisierung nicht zu denken. Die Strategie der Anführungszeichen begünstigt aber gerade das Schlechteste an ihr. Sie erlaubt, durch eine Zeichensetzung Worte nach Belieben als Repräsentanten des bisher Gedachten und als suggestive Vermittlungsinstanzen für zu-Denkendes auszuzeichnen. Dabei entfällt gerade die Detailarbeit, die nötig wäre, um in jedem einzelnen Fall nachzuweisen, daß der pauschale Verdacht begründet und die neue Begrifflichkeit tatsächlich vorbereitet ist.

Wie soll die Tätigkeit des Abwehrens und Anknüpfens dann aussehen? Die Feststellung, daß es sich um eine doppelte Aufgabe handelt, darf nicht so verstanden werden, als könnte man sie von einem Zentrum aus steuern. Die Mitte kann man nicht erfassen. Daraus ergibt sich eine neue Bedeutung für das Unterwandern und Überbrücken. Bisher wurde beides als bloß vorläufige Möglichkeit betrachtet. Gesucht war eine umfassendere, tiefergehende Perspektive. Jetzt stellt sich heraus, daß sie nur darin bestehen kann, ohne Gewähr auf Zusammenhang an beiden Projekten zu arbeiten. Weder die Einstellung, daß man nie hinüber kommt, noch jene, daß man einfach drüben ist, vertragen sich mit dem Versuch,

die Übermacht des Überkommenen zu brechen und dennoch so an ihm anzuknüpfen, daß etwas weitergeht. Die Unmöglichkeit, ein Programm für diese Unternehmung anzugeben, ist offenbar geworden. Das hat den unerwarteten Effekt, daß die Teilaufgaben, deren separate Beschreibung keine solchen Schwierigkeiten bereitet, in positiverem Licht gesehen werden müssen. Verlaß ist auf die Subversion und die Verständigungsbereitschaft, ohne diese beiden ernst zu nehmen ist das erstrebte Ziel, aus ihnen einen Funken zu schlagen, unmöglich zu erreichen. Brücken braucht man nicht zu diffamieren, weil sie die simple Funktion erfüllen, etwas zu verbinden, was sich verbinden läßt. Sie schaffen Übergänge und zur gleichen Zeit bestehen viele Übergänge nicht. Wie gewöhnlich liegt der Kitsch nicht im isolierten Produkt, sondern darin, daß an ihm, des billigeren Genusses wegen, die Komplexität der Umgebung unterschlagen wird.

Die Kritik an rhetorischen Manipulationen hat nicht gemeint, daß Rhetorik von der Behandlung des Problems auszuschließen sei. Man könnte sogar sagen, daß es hauptsächlich darum geht, die rechten sprachlichen Mittel für ein überspanntes Anliegen zu finden. Feststehende Methoden sind dazu nicht empfehlenswert. Ansprechender sind die Versuche, in der Sprache selbst Konfigurationen zu entdecken/herzustellen, die das Programm im Kleinen abbilden. Also nicht Beschreibungen des gegen Beschreibungen Gedachten zu liefern, sondern Namen zu erfinden, die das intendierte Programm nachvollziehen. Ein Beispiel ist Derridas „dissemination“, die Zusammenstellung der Assoziationsfelder von „Samen“ und „Semantik“. Ohne gemeinsame Sprachwurzel bindet die Verästelung der Bedeutung dieses Wortes die Verschleuderung der Zeugungskraft an die Konstitution von Sinn. Man kann Derrida darin zustimmen, daß in so etwas die Aufgabe der Philosophie besteht. Ein anderes Beispiel: „Die Gegensätze überspannen“. Die Funktion der Brücke verträgt sich nicht mit der Mißachtung des Gleichgewichts, hier liegt die Aufgabe. Signale können das Dilemma nicht lösen. Der entscheidende Punkt ist aber, daß die Wichtigkeit der Lösungen überschätzt wird. Manchmal sind sie möglich, manchmal nur zu wünschen. Unmöglichkeit ist die Mutter des Wunsches, wie dieser Vater des Gedankens.